

Johannes Röser (Hg.)

Gott?

Die
religiöse Frage
heute

HERDER

Johannes Röser (Hg.)

Gott?

Johannes Röser (Hg.)

Gott?

Die religiöse Frage heute

HERDER 
FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38297-0

ISBN E-Book 978-3-451-81445-7

Inhalt

Vorwort - Auf der Spur des Ewigen und Dynamischen

I. Der Unbekannte, fern und nah

Ulla Hahn: Mein Gott

Gotthard Fuchs: „Gott ist eine Anstrengung, die Götter sind ein Vergnügen“

Heinrich Timmerevers: Suchet, wo Christus ist

Renate Kern: Auf dem Ozean der globalisierten Welt

Albert Gerhards: Der leere Thron

Klaus Berger: Den ich lieb wie keinen

Klaus P. Fischer: Glauben auf den zweiten Blick

Dieter Kittlaß: Wie bei einer Wette

Andreas R. Batlogg: Mehr Gott wagen

Otto Betz: Der ferngerückte Nahegekommene

Johannes Röser: Im wahren Beten zum „falschen“
Gottesbeweis

Michael Heinz: Ein Gottes-Lob der Einfachheit

Daniel Benga: Die Tränen des Menschen und der Gott, der
sie abwischt

Rudolf Mitlöhner: Der Glutkern „Te Deum“

Carla Amina Baghajati: Durch Selbsterkenntnis zur
Gotterkenntnis

Jürgen Kuhlmann: Und nur Kletten wachsen auf meinem
Grab?

II. In moderner Gesellschaft

SAID: der kassiber

Barbara Zehnpfennig: Ich, Ich – nur Ich?

Daniel Bogner: Freiheit von, Freiheit zu ...

Winfried Kretschmann: Den Leerraum wahren

Axel Bernd Kunze: Flagge und Kreuz

Reiner Haseloff: Natur und Vernunft zusammenhalten
Metropolit Augoustinos (Labardakis): Spielen mit Heraklit
Michael Kretschmer: Reden wir miteinander – nicht
übereinander
Sebastian Kurz: Modern mit christlichen Wurzeln
Helmut Krätzl: Christsein in der Zivilgesellschaft
Tanja Kinkel: Die schwierigen Zehn Gebote
Clemens Klünemann: Lob der Säkularisierung

III. Stadt - Land - Gott

Stephan Reimund Senge: Am Strand von Ninive
Andreas Bieringer: „Schau an der schönen Gärten-Zier“
Volker Resing: Zwischen Borghorst und Berlin
Philipp Gessler: Gott in der „Stadt ohne Gott“
Michael N. Ebertz: Der innerweltliche
Lebensabschnittssinn
Malu Dreyer: Wie hältst Du's mit Gott?
Norbert Jachertz: Deutsche Verhältnisse
Stephan Langer: Gottes Häuser
Peter Hahnen: Der „andere“ Ort
Norbert Schwab: Zwei Sphären, doch eins: beten und
denken

IV. Das Jenseits im Diesseits - das Sein und das Nichts

Patrick Roth: Der Untergang des Hauses Eli
Volker Gerhardt: Die Gegenwart Gottes oder Über die
Aktualität des Glaubens
Holger Zaborowski: Ideen haben Folgen
Bernd Irlenborn: Im „Halbschatten“ um die
Rechtgläubigkeit
Peter Neuner: Der Sinn aus dem Nichts
Hans-Rüdiger Schwab: Über die Welt hinaus denken
Ludger Schwienhorst-Schönberger: Was man früher
Andacht nannte
Barbara Henze: Im Anfang war das Gespräch

Mariano Delgado: Geburtshilfe des Glaubens nach
Johannes vom Kreuz
Alois Odermatt: Das Absurde und die Zweite Geburt
Wolfgang Bretschneider: Der Name, der wie eine Frage
klingt
Lorenz Wachinger: Das Licht des Nichts
Julian R. Backes: Das biblische Koan
Sebastian Painadath: In der Schwingung des Geistes

V. Das Wissen der Wissenswelt

Norbert Scholl: Die Lehre verblasst, die Neugier wächst
Wolf-Rüdiger Schmidt: Die Religion im Licht der Evolution
Arnold O. Benz: Wirklich ist, was wirkt – und was wir
wahrnehmen
Herbert Pietschmann: Das Machbare und das
Unverfügbare
Armin Grunwald: Naturwissenschaften haben keine
Messgeräte für Transzendentes
Klaus Müller: Die Digitale Theologie des Silicon Valley
Jochen Teuffel: Wenn eine künstliche Superintelligenz alles
besser weiß
Amelie Tautor: Der Schöpfergeist hat einen Schöpfer

VI. Seele und Leib suchen den Sinn

Daniela M. Ziegler: Donum vitae
Helmut Jaschke: Das Ja zum Leben, wie es ist
Christina Herzog: Im Netzwerk der Menschengeschichten
Martin Kämpchen: Der Klang der Symbole
Elena Griepentrog: Der versteckte Schatz
Hermann Schalück: Was sucht ihr? Wo wohnst du?
Monika Renz: Von der Frage zur Erfahrung
Matthias Alexander Schmidt: Exerzitien auf der Straße
Jakob Paula: Das Wespengleichnis
Melanie Wolfers: Mit sich selbst befreundet sein
Johannes Warmbrunn: In der allumfassenden Wirklichkeit
Paul Petzel: Dass die Welt nicht zum Teufel geht

Erich Guntli: Die „böse Lust“ und die Lust auf Gott

VII. Im Geist der Weltverantwortung

Jürgen Moltmann: „Der du trägst das Leid der Welt“

Dorothea Sattler: Das Gericht

Thomas Brose: In Metropolis

Ingeborg Gabriel: Ein Glaube, der Hoffnung weckt

Armin Laschet: Bekenntnis, Toleranz und Einmischung

Josef Epping: Suchet nicht, was droben ist

Pirmin Spiegel: Die Armen habt ihr immer bei euch

Irene Leicht: Wer sein Ich übersteigt

Christian Hartl: Eine kleine Philosophie der Freundschaft

Klaus Werger: Menschenwürde aus Gottes Würde

Wolfgang Thönissen: Gerecht oder barmherzig?

Matthias Mühl: Das bejahte Leben, die bejahte Welt

VIII. Glauben heißt leben

Michael Albus: Neue Lieder singen

Friedrich Schorlemmer: Ich glaube ihm – nicht an ihn

Monika Warmbrunn: Der Geschmack fürs Unendliche

Wunibald Müller: Das Leben, der Nachbar der Ewigkeit

Veit Schäfer: Der „Geist der Wahrheit“, unerschöpflich

Ralf Meister: Die Schnipsel in der Pappschachtel

Eduard Nagel: Der fremde Gast im Gottesdienst

IX. Die Sprache der Kunst

Andreas Knapp: Haben wir für Gott noch Worte?

Christoph Gellner: In der Sehnsucht nach der dunklen
Energie

Jürgen Springer: Graubrotsehnsucht

Magda Motté: Lieber das hingestotterte Gebet

Joachim Hake: Gott, Güte und Licht

Georg Langenhorst: Ein Zuschauen, das wir alle brauchen

Johanna Domek: Bei den „Glaubenskämpfern“ auf der
Bühne

Peter B. Steiner: Über das Geistige in der Kunst

Burghard Preusler: Wenn die Kirchgänger
Wohnzimmeratmosphäre wollen
Martin Struck: Moderner Sakralbau als Symbolverfall
Julia Krahn: Über die Mauern unserer Existenz schauen
Eva Petrio: Das allen Menschen gemeinsame Herz
Eckhard Jaschinski: Musik für die Ewigkeit
Monika Grütters: Weltschau der Kulturen, auch mit einem
Kreuz

X. Horizonterweiterung Theologie

Eckhard Nordhofen: Das große Gegenüber
Paul Weiß: Warum Gott zur Frage wurde – und wo eine
Antwort zu suchen wäre
Wolfgang Beinert: Das Spiel auf dieser Bühne – und
verstehen
es nicht
Gerhard Kardinal Müller: Die Fehlurteile des Atheismus
Ulrich H. J. Körtner: Das Missverständnis des Sünders
Thomas Ruster: Gott, die Kontingenz und der Geist
Manfred Rekowski: Weltlich, aber Gottes Eigentum
Ulrich Willers: An meinen atheistischen Freund

XI. Die große Erzählung – von Abraham bis Jesus

Jan-Heiner Tück: Die Verstörung von Morija und Golgatha
Christoph Dohmen: Toleranz und Monotheismus
Andrea Pichlmeier: Lukas und das Weltwissen
Engelbert Groß: Der verwundete Jesus der Zärtlichkeit
Robert Vorholt: Auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho
Martin Schirmers: Der Salzgeschmack auf unserer Zunge
Robert Weber-Locher: Weihnachtlicher Faktencheck
Ralf Miggelbrink: Im Bekenntnis zu dem Mann aus
Nazareth
Andreas Benk: Gott steht auf der Seite der Anderen –
Sechzehn Tweets von gegenüber

XII. Auf dem Weg ins Erwachsenwerden

Christian Heidrich: Darf's ein bisschen mehr sein?
Heike Helmchen-Menke: Die kleinsten Christen in der Gegenwart
Albert Biesinger: Kann man Gott lernen?
Gregor Tischler: Der Katechismus hilft nicht mehr
Sabine Pemsel-Maier: Nur noch ein höheres Wesen?

XIII. Wie sich die Kirche erneuert hat und erneuern kann

Joachim Jauer: Den Menschensohn wecken
Manfred Scheuer: Wider die Müdigkeit
Joachim Wanke: Der alternative Horizont
Hans Waldenfels: Aus der Mitte der Eucharistie
Franz-Xaver Kaufmann: Per Ecclesiam ad Deum?
Michael Seewald: Erkennt ihr nicht, so bleibt ihr nicht
Thomas Söding: Mehr als Ritus und Ethos

Register der Autorinnen und Autoren

Vorwort - Auf der Spur des Ewigen und Dynamischen

Der französische Philosoph und Politologe Olivier Roy beobachtet eine „Dekulturierung“ der Religion, insbesondere des Christentums, in der modernen Gesellschaft. Parallel zur beschleunigten Distanzierung der Bevölkerung von der religiösen Praxis verschwinde der Glaube selbst mehr und mehr aus der Öffentlichkeit. Allenfalls im Privaten habe er da und dort noch Platz, aber auch das immer weniger. Die Kirchen selbst hätten sich weitestgehend aus dem „Management der Gesellschaft“ zurückgezogen, zurückziehen müssen, weil ihnen das Vertrauen von unten entzogen werde.

Hinzu komme eine „Entzauberung der Welt“ durch die Wissenschaften, durch fortgesetzte Aufklärung und Entmythologisierung vieler Lebensbereiche. Zwar gebe es nach wie vor genügend Rätsel und Mysterien des Daseins, die es auch wieder verzaubern, doch dies werde kaum mehr aufs Religiöse bezogen.

Für Olivier Roy heißt das nicht zwingend, dass die Menschen zu Atheisten würden. „Aber die Bedeutung der Religion in unserem Leben und Alltag nimmt ab.“ Vor allem verschwinde die Gottesfrage zusehends aus dem menschlichen Bewusstsein. Jedenfalls lebten wir in säkularen Gesellschaften in dem Sinn, „dass Religion allenthalben aus der Leitkultur verschwunden ist“.

Trotz ihres Autoritätsverlustes treten die Kirchen als Institutionen mit moralischen Mahnungen und Forderungen noch selbstbewusst an die Öffentlichkeit. Vor allem mit Sozialmoral. Nicht nur die Kirchenleitungen

präsentieren sich mit medial gern aufgenommenen und verbreiteten quasi-politischen Appellen und Warnungen als außerparlamentarische Werteagentur für den Ruck durch die Gesellschaft. Das wird zumindest beifällig zur Kenntnis genommen. Aber wird es auch zu Herzen genommen?

Ach, wie nützlich solche Religion doch ist, die sich mit dem schweren Glaubensverlust, der Gotteskrise, dem Schweigen und „Verschwinden“ Gottes aus der Wahrnehmung gar nicht erst beschäftigt. Die Menschen sehnen sich weiter nach Sinn, nach Erfüllung, nach Glück – aber auch nach Gott, nach ewigem Leben, nach einem Jenseits als Vollendung des Diesseits? Kirche als Sozialdienstleister ja, Gott nein?

Was verliert eine Kultur, eine Gesellschaft, ein Staat, wenn Gott mehr oder weniger sang- und klanglos aus dem Leben der Bürgerinnen und Bürger verschwindet? Und was könnten sie gewinnen, wenn der Sinn für die Gottesfrage wächst? Der Publizist und frühere Kulturstatsminister Michael Naumann sagte einmal, die Hauptaufgabe der Kirche sei es, die Gottesfrage wachzuhalten, sie wieder zu wecken. Das Christentum könne für moderne Menschen wieder attraktiv werden, aber nur, wenn es die Fähigkeit habe und entwickle, „die Sehnsucht nach dem Numinosen, Rätselhaften, Unerklärbaren zu stillen“. Soziale Dienstleistung sei nicht die zentrale Aufgabe des Christseins, vielmehr „die Vorbereitung auf das Eschaton“, also die Vorbereitung auf das Reich Gottes, auf das ewige Leben, das im diesseitigen Leben schon beginnt.

Die Beiträge dieses Buches widmen sich der großen Frage, der Frage aller Fragen: Gott? Dabei wird deutlich, es ist in erster Linie ein Tasten und Suchen, ein Ahnen und Vermuten, ein Versuch zu erkennen jenseits eines plakativen, manchmal auch nur vermeintlichen Wissens. Glauben aber funktioniert nicht ohne Wissen. Und Wissen gibt es nicht ohne Glauben. In dieser Spannung nähern sich die Texte dem, was das Menschsein vielleicht doch

unbedingt angeht. 135 Autorinnen und Autoren haben sich beteiligt: Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Theologen, Naturwissenschaftler, Politiker, Journalisten, Kulturschaffende, Bildungsengagierte aus verschiedensten Berufsfeldern. So ist ein wahres „Gottes-Lesebuch“ entstanden in einem weiten Spannungsbogen, voller Unruhe und Neugier, was auch die Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART kennzeichnet. Das siebzigjährige Bestehen dieser Publikation für Religion, Theologie, Kultur und Gesellschaft ist der Anlass, den entscheidenden Horizont des menschlichen Daseins auszuleuchten, auf der Spur des Ewigen und Dynamischen: Gott – nicht nur eine Frage.

Johannes Röser, Chefredakteur der Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART, Freiburg im Breisgau.

I. Der Unbekannte, fern und nah

Ulla Hahn

Mein Gott

Ist was? frag ich
die Freunde wenn sie ihn
sehen über meinem Schreibtisch
(neben Schiller und John Donne)
den Mann den jeder
man kennt den
ernsten Mann am Kreuz
den noch keiner lächeln sah
Wie sie da gucken die Freunde
(ein bisschen verlegen) und
die Schultern zucken
(etwas mitleidig)
Ist was? frag ich
Dann fragt niemand weiter

Einzelkind (was den Vater angeht)
reichlich Halbgeschwister
Machte sich aber nicht viel
aus Familie (kleine Verhältnisse
Adoptivvater Zimmermann aufm Dorf)
Kehrte ihr bald den Rücken (säte nicht
mähte nicht und sein himmlischer Vater
ernährte ihn doch) schlug sich
als Wunderheiler durch
mit einem großen Herzen für
die kleinen Leute und einer forschen
Lippe gegen die da oben (Ihr sollt
Gott mehr gehorchen als den Menschen)
Aufsässig furchtlos eigensinnig
praktischer Arbeit abhold

Den hab ich geliebt

wenn ich die Mutter
mundtot machte mit Lukas:
nicht die hauswirtschaftende
Martha vielmehr Maria
zuhörend von Jesus gefesselt
habe ‚das Bessere‘ erwählt

und mich mit göttlichem Segen
in meine Bücher vergrub

Hab das gottschlaue Lieben verlernt
bei den Weiden am Rhein
unter menschlichen
Lippen- und anderen Zärtlichkeiten
So viele Vaterunser der Reue und Buße
Vergebene Liebesmüh

Mein Kinderheld fuhr
in den Himmel auf
Ich blieb unten

Da bin ich noch

Manchmal aber
lese ich wieder
in seinen alten Briefen
(die von den vier Kurieren
überbrachten)
oder besuch ihn bei sich zu Haus
(Mit Brot und Wein
Musik und Kerzenschein)
Dann frag ich ihn
Wofür das alles? Dein Leben
Leiden Sterben

Für den
der fragt
sagt er und lächelt
befreit
von seinem Kreuz
nimmt mich
in seine Arme
flüstert mir ins Ohr:
Irgendwann
stell ich dich meinem Vater vor.
Lass dir Zeit. Ich kann warten.

Und meine Freunde?

Bring sie doch mal mit.
Auch Miriam, Shixin, Fatima und Keiko.
In meines Vaters Haus
sind viele Wohnungen.

Und mit fünf Broten und zwei Fischen
krieg ich alle satt.

Bibelstellen:

Lukas 10,38ff

Johannes 14,2

Matthäus 14,17ff

Dr. Ulla Hahn, Schriftstellerin, Lyrikerin, Hamburg.

Gotthard Fuchs

„Gott ist eine Anstrengung, die Götter sind ein Vergnügen“

Zwei Momentaufnahmen vorneweg: Tragisch ist es, dass in unserem Kulturkreis schon das Wort „Gott“ immer noch die Vorstellung einer abgehobenen Sonderwelt mehr oder weniger „transzendenter“ Art hervorruft. Viele, wenn nicht alle Formen des Atheismus beziehen sich mit Recht kritisch auf diese tendenzielle Spaltung der Wirklichkeit und des Lebens. Wenn überhaupt sinnvoll von dem Geheimnis, das wir Gott nennen, gesprochen werden kann – sei es bejahend oder bestreitend –, muss es mit der ganzen Wirklichkeit zu tun haben und darf nicht unterschwellig eine Zweit- und Sonderwelt nahelegen. Der Gottesglaube ist kein Auskunftsbüro für das Jenseits und eignet sich nicht zur Behauptung von „Tiefsinn“. Wer oder was mit „Gott“ sinnvoll gemeint ist, muss in der Alltagsrealität aufweisbar sein als deren Wahrheit, als die Wirklichkeit der Wirklichkeiten. Da kommt nicht zweitrangig etwas zu der vermeintlich normalen Welt hinzu. Gott kommt allem, was ist, immer schon zuvor und bleibt ihm gegenüber. Alle großen Theo-Logen unterstreichen und entfalten das, zum Beispiel in der Rede vom *ens absolutum* oder *summum ens*, vom absoluten Sein oder dem höchsten Sein – und besonders vom Jenseits des Seins. Gott als die *Wirklichkeit*, als das, über das hinaus nichts Größeres gedacht und gelebt werden kann.

Das Zweite: Gott ist, wenn überhaupt, kein exklusives Thema der Kirchen mehr. Dieser Tatbestand ist, jedenfalls in christlicher Perspektive, hoch erfreulich. Wenn sinnvoll von Gott die Rede sein soll, geht es um Lebens- und Überlebensfragen, auf die jeder Mensch ansprechbar ist

und die mit der Zukunft von Erde und Welt zu tun haben: Wie können wir Verhältnisse schaffen, in denen jeder Mensch gerecht leben kann, ohne dass wir den Planeten zerstören? Was ist mit den unschuldigen Opfern der Geschichte, was mit den Täter(innen)? Was mit dem Gelingen der Liebe angesichts des Todes? Warum, trotz und in aller Vergänglichkeit, das Schöne und Gute? Warum die Gewalt und das Böse? Was ist mit dem Einzelnen im Kosmos? Die Verkirchlichung des Christlichen und seine „Verreligiosisierung“ waren zwar immer wieder im Gang, mündeten jedoch in Engführungen. Manche Klage über den modernen Menschen, der mit „Gott“ nichts anfangen könne, spiegelt zunächst einmal nur die Befreiung aus solch kirchlicher und religiöser Gefangenschaft. Auch der Atheismus je unterschiedlicher Prägung ist die Destruktion einer Art von Gottesrede, die ihre existentielle Erdung, ihre geschichtliche Kraft und ihre vitalisierende Energie verloren hat.

Die dadurch entstehenden Leerstellen haben eine sogartige Anziehungskraft für Formen des Religiösen und „Heiligen“, die man gern in jenem „Feuerbach“ der Religionskritik gereinigt sähe, dem sich auch das westliche Christentum seit der Aufklärung ausgesetzt sieht, zwecks kräftiger Reinigung seines Wahrheitsanspruchs. Zu den ideologieverdächtigen Formen postsäkularer Selbst- und Weltdeutung gehört die Konjunktur dessen, was man religionsgeschichtlich Polytheismus nannte. An Religion ist ja in der Postmoderne kein Mangel, und theologisch mindestens ebenso herausfordernd wie die verschiedenen Atheismen sind die Polytheismen neo- und interreligiöser Spielart. Martin Luthers Kurzformel einer schon augustinischen Einsicht bringt es auf den Punkt: „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott oder dein Abgott“. Oder mit Gilbert Keith Chesterton: „Wer nicht an Gott glaubt, glaubt nicht an nichts, sondern an alles.“

Die Gottesfrage entpuppt sich als Frage nach den Mächten und Gewalten, von denen Menschen, Gruppen und Gesellschaften bestimmt und abhängig sind. Die frei flottierende Rede vom Religiösen und Spirituellen, vom Mystischen gar, verdeckt diese polytheistischen Abhängigkeitsstrukturen, die biblisch „Götzen“ heißen. In welchem der vielen Erbauungsbücher aus der Abteilung „Spiritualität“ oder gar „Mystik“ kommt zum Beispiel zentral das Thema „Geld“ vor ? Dabei sollte doch seit Walter Benjamins Aussage von 1921 eines längst klar sein: „Im Kapitalismus ist eine Religion zu erblicken“, denn „er dient essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen, auf die die ehemals so genannten Religionen Antwort gaben“. Wo aber in den gängigen Mystik-Diskursen und Mystikbüchern wird – zum Beispiel – thematisiert, dass es auch eine braune „Mystik“ der Nazis und eine schwarze der Faschisten gab und gibt und dass auch die heutige Konsumkultur ihre „Mystik“ hat?

Zum Wesen der Religion(en) und ihrer jeweiligen Mystik(en) gehört schattenstark auch ihr mögliches Unwesen, was schon der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte beschrieben hatte. Um die Frage nach „Gott und Götzen“ lapidar zu markieren, genügt Thomas Manns Satz aus dem Roman „Joseph und seine Brüder“: „Gott ist eine Anstrengung, die Götter sind ein Vergnügen.“ Denn vergleichbar der lebenslangen Liebesbindung an einen Menschen ist die biblische Glaubensbindung an einen Gott eine durchaus herausfordernde Geschichte, die ihr eigenes Glück und ihren eigenen Stress hat. Polytheismus geht leichter: Zwar bleibt der Reiz der Vielfalt vergnüglicher, und solche Pluralität hat durchaus ihren Gewinn. Aber die entschiedene Bindung an eine Person setzt besondere Energien frei und eröffnet durch Einwurzelung eine besondere Dichte und Weite. Die größte Not des Atheisten sei es, dass er nicht wisse, wohin mit seinem Dank, bestätigte der Schriftsteller Elias Canetti aus

eigener Erfahrung. Und das gilt auch für das Bitten und Klagen. Eine erste und einzige „Adresse“ zu haben, gehört zu den Kostbarkeiten biblischer Glaubenserfahrung und Gottespraxis.

Im „ersten heidnischen Jahrhundert nach Christus“, wie der Philosoph Peter Sloterdijk unsere Zeit bezeichnet, gilt es also, neu zu fragen, was denn die christliche Pointe im neo- und interreligiösen Gespräch sei – nicht, um sich elitär und imperial über andere zu erheben, sondern um des aufrichtigen Dialogs und um jener Streitkultur willen, an der sich Leben und Überleben aller entscheidet. „Gott klingt wie eine Antwort. Und das ist das Verderbliche an diesem Wort, das so oft als Antwort gebraucht wird. Er hätte einen Namen haben müssen, der wie eine Frage klingt“, so der Schriftsteller Cees Nooteboom. Um diesen Namen neu buchstabieren zu lernen, ist der Wink der Philosophin Simone Weil hilfreich: Die Erfahrungen von Schönheit und Unglück seien die unmittelbarsten Zugangswege zum Geheimnis göttlicher Gegenwart. Hier begegne mitten im Bedingten das Unbedingte. Wer nicht an Gott glauben kann, achte umso mehr auf dieses Doppelalphabet von Sehnsucht und Verzweiflung: Wohin fließen beglückend Leidenschaft und Hoffnungsenergie – und wo ist zahnwehhaft der Schmerz zu spüren, dass es nicht stimmt mit dem Leben und der Welt? Der irische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Clive Staples Lewis bekannte: „Gott flüstert in unseren Freuden, er spricht in unserem Gewissen, in unseren Schmerzen aber ruft er laut. Sie sind Sein Megafon, eine taube Welt aufzuwecken.“

Sagen wir also unverblümt und direkt, was das Besondere am biblischen Gottesglauben ist – und das, wie es sich theologisch gehört, mit einem klassischen Kernsatz, den Papst Leo I. geprägt hat: „Der Unbegreifliche wollte sich begreiflich machen.“ Christenmenschen können und wollen nicht Gott sagen ohne Jesus, den sie deshalb (ihren)

Christus nennen, ihren Schatz. In der realen Geschichte dieses Menschen erkennen sie glaubend jenes erste und letzte Geheimnis aller Wirklichkeit, über das hinaus kein größeres gewusst und gelebt sein kann. Nicht nur Liebe ist sein Wesen, sondern Feindesliebe, schlechterdings zuvorkommende schöpferisch vergebende Präsenz. Warum denn sonst ist jeder Mensch ansprechbar auf Lob, Anerkennung und Wertschätzung, so stumpf oder verschlossen er auch geworden sein mag? Weil er aus einer größeren Liebe stammt und kein Blindgänger der Evolution ist! In der Jesus-Revolution kommt diese Schöpfungszuversicht neu und ursprünglich wieder zur Geltung. Gott ist (Feindes-) Liebe, und die gilt es zu praktizieren.

Die damit verbundene Passion – Leidenschaft und Leiden – deckt auf, wie die Verhältnisse seit Kain und Abel jenseits von Eden noch sind: gewaltförmig, von Angst und Gier schwer angefressen. Deshalb ist biblischer Gottesglaube ohne konfliktfähige Gewaltlosigkeit und heilende Leidsensibilität nicht zu haben. „Der falsche Gott macht aus dem Leiden Gewalt. Der wahre Gott macht aus der Gewalt Leiden“, formulierte Simone Weil. Und das schafft Gerechtigkeit und Frieden.

Solche Unterscheidung von Gott und Götzen wird konkret im jeweiligen Lebensentwurf, in Selbst- und Weltgestaltung. „Gott kennen, heißt wissen, was zu tun ist“, sagte der Philosoph Emmanuel Levinas. Im Sinne des christlichen Taufversprechens lautet die zentrale Frage nicht, ob Gott ist, denn die Welt ist voller Götter, und jeder Mensch braucht was zum Anbeten. Sondern: welcher Gott?

Darin erscheint biblisch die Frage Gottes nach uns: Adam / Eva, wo bist du? Ganz im Sinne des Gedichtes von Andreas Knapp:

von gott aus gesehen

*ist unser suchen nach gott
vielleicht die weise wie er uns auf der spur bleibt
und unser hunger nach ihm das mittel
mit dem er unser leben nährt*

*ist unser irrendes pilgern
das zelt in dem gott zu gast ist
und unser warten auf ihn
sein geduldiges anklopfen*

*ist unsere sehnsucht nach gott
die flamme seiner gegenwart
und unser zweifel der raum
in dem gott an uns glaubt*

Dr. Gotthard Fuchs, Priester und Publizist, Wiesbaden.

Heinrich Timmerevers

Suchet, wo Christus ist

DDR-Gründung, Prager Frühling, Mauerbau und eine friedliche Revolution, die zusammenführte, was zusammengehörte: Wie kaum eine andere Region hat Sachsen in den letzten Jahrzehnten Veränderungen erlebt. Nimmt man allein die siebenzig Jahre, in denen die Wochenzeitschrift CHRIST IN DER GEGENWART aktuelle Themen des Glaubens aufgriff, so lassen sich für Mitteldeutschland zentrale politische, gesellschaftliche und kirchliche Wegmarken aufzeigen. Die Einrichtung der für die DDR zentralen Priesterausbildung (1952 in Erfurt), die Einführung der Jugendweihe (1954), die Synoden in Dresden (1969–1971 und 1971–1973) und die Manifestation der wiedererlangten Freiheit durch den Staatskirchenvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Freistaat Sachsen (1996) sind kirchlicherseits nur einige Stationen. Die Wahl der Ereignisse zeigt, dass die vergangenen siebenzig Jahre die Kirche in Sachsen herausgefordert haben.

Nicht vergessen werden darf dabei, dass jede Entscheidung nicht nur von Menschen gestaltet und getroffen wurde, sondern dass ihre Konsequenzen auch Menschen zu tragen – und nicht wenige auch zu erleiden – hatten. Dass wir heute die Frage nach Gott in der Gesellschaft öffentlich stellen und sie in ein Verhältnis zu politischen Meinungen und abweichenden Weltanschauungen bringen dürfen, ist das Verdienst Zehntausender, die sich entschieden haben, in diesem Land die Frage nach dem, was das Irdische übersteigt, wachzuhalten. Mit Respekt verneige ich mich vor den Lebensleistungen und Glaubenszeugnissen dieser Menschen.

In den vergangenen Jahren habe ich viele persönliche Schicksale von Menschen hören dürfen, die um die Frage nach Gott gerungen und mit ihrer Lebensgeschichte den Glauben verteidigt haben. Es sind vielfach Menschen, die in einer mehrfachen Minderheit leben: (1) Katholisch, weil die Mehrheit der Christen evangelisch ist; (2) als Getaufte, weil die Mehrheit sich in den letzten Jahrzehnten von der Glaubenszugehörigkeit abgewendet hat; (3) kulturell, weil durch die Migration aus dem Sudetenland, Schlesien und aus Ländern Südosteuropas nach dem Zweiten Weltkrieg die eigenen – religiösen – Traditionen nicht zur existierenden Alltagskultur Sachsens passten. Noch heute ist in den Begegnungen spürbar, dass über Generationen hinweg Menschen aufgrund ihres Glaubens und der daraus erwachsenden Konsequenzen in Sachsen immer wieder zwischen Gehen und Bleiben herausgefordert waren. Mit großer Achtung nehme ich dies wahr. Denn es führt mir angesichts meiner eigenen Biografie vor Augen, wie wenig selbstverständlich es sein kann, die Frage nach Gott durch alltägliche Symbole und Rituale gestellt zu bekommen, sondern dass man sich immer wieder neu einen Sprach- und Praxisraum hierfür zu erkämpfen hat. Zugleich wünsche ich mir aber auch angesichts dieser Erfahrung eine Sensibilität der rückblickenden Beurteilung. Als Christen sind wir herausgefordert, einen barmherzigen Umgang mit jenen zu finden, die sich für das Gehen entschieden haben, weil ihr Glaube zur Gestaltung des Lebens in der Minderheitenposition nicht ausreichte.

Inzwischen sind es mehr als achtzig Prozent, die sich auf dem Standesamt nicht mehr zum christlichen Glauben bekennen. Dies war vor siebzig Jahren noch anders: Damals waren über neunzig Prozent christlich, das Land war orthodox protestantisch geprägt. Die Uhren lassen sich nicht zurückdrehen. Stattdessen lohnt der Blick auf die Menschen, die heute das Leben in Mitteldeutschland gestalten, ohne dass Gott bei ihnen eine Rolle spielt. Sie

stellen – bereits seit mehreren Generationen – nicht mehr die Frage. Gott hat sich aus der Identität der Menschen geschlichen. Wer etwa eine Krise wie das Lebensende bewältigen will, zieht nicht mehr eine eschatologische Dimension heran, wie sie uns Christen mit der Auferstehungshoffnung gegeben ist, sondern sucht naturwissenschaftliche Erklärungsmuster. Oder duckt sich vor der Realität des Todes weg. Gerade in Pflegeheimen und Krankenhäusern erlebe ich, wie einsam Menschen in ihrem Ringen mit dem eigenen Lebensende sind. Ein Mitarbeiter erzählte mir, dass seine Angehörigen beim – eigentlich selbstverständlichen – Begleiten des Sterbeprozesses ihrer Verwandten im Pflegeheim anschließend vom Pflegepersonal für die Anwesenheit bewundert wurden. Mir scheint, als flüchteten viele, weil sie merken, dass sie gerade an dieser Nahtstelle mit den naturwissenschaftlichen Erklärungen an Grenzen kommen.

Inwiefern in solchen Situationen Religion einen Zweifel auslöst, der zur Sinn- und Gottessuche über den Krisenmoment hinaus motiviert, ist umstritten. Die Frage nach Gott scheint – so einige Wissenschaftler – mit dem Krisenende ebenso erledigt. Der Erfurter Religionsphilosoph Eberhard Tiefensee stellte mit Blick auf die Religiosität Mitteldeutschlands fest, dass einerseits weltanschauliche Fragen für die existenzielle Auseinandersetzung und persönliche Entscheidung obsolet sind und andererseits auch außerhalb des Christlichen keine außerkirchliche Religiosität existiert (vgl. „Die Frage nach dem ‚homo areligiosus‘ als interdisziplinäre Herausforderung“, in dem von Benedikt Kranemann u. a. herausgegebenen Band „Mission – Konzepte und Praxis der katholischen Kirche in Geschichte und Gegenwart“, Würzburg 2009). In Dresden zum Beispiel wird bei öffentlichen Großveranstaltungen wie dem Adventssingen im Fußballstadion oder einem Gottesdienst auf dem Platz vor der Frauenkirche deutlich, dass eine grundsätzliche

Sehnsucht nach Ritualen vorhanden ist, die auf eine grundlegende Religiosität verweisen kann. Inwiefern sie einen umfänglichen, individuellen Reflexionsprozess zur eigenen Religiosität und deren Konsequenzen auslöst, wäre an geeigneter Stelle zu erforschen.

Das in Gesprächen wahrnehmbare religiöse Fragen lässt die „Rückkehr des religiösen Zweifels“, so der Soziologe Heiner Meulemann, erahnen. Zugleich aber löst die offensichtliche Konfrontation mit Religion als Deutungsmöglichkeit Ängste aus. Hierin liegt auch eine der Erklärungen für die über die Landesgrenzen hinweg wahrnehmbare Stimmung in der sächsischen Bevölkerung. Die Fremdheit der eigenen religiösen Wurzeln verunsichert genauso wie die Fremdheit des Islams oder anderer religiöser Praktiken. Eine bislang kulturell nicht beheimatete Religion erscheint in diesem Landstrich hingegen als Fremdkörper, der – insofern er sich auch innerhalb der Gesellschaft durch Zeichen und Rituale äußert – als gesellschaftlicher Rückschritt empfunden wird. Hatten doch gesellschaftlich anerkannte Multiplikatoren über Jahrzehnte hinweg das Ende des Aberglaubens und der Religion propagiert, indem sie dem Glauben die Vernünftigkeit abgesprochen hatten. Es geht daher viel weniger um die Frage der „wahren Religion“ oder einer Sehnsucht nach der künftigen kulturprägenden Existenz des Christentums. Stattdessen bietet die Wiederkehr des Religiösen im öffentlichen Raum innerhalb einer nachreligiösen Gesellschaft an sich das Konfliktpotenzial.

Wer also die Frage nach Gott in der Verwandtschaft, im Freundeskreis oder in gesellschaftlichen Gruppen außerhalb des Christlichen tatsächlich stellen will, riskiert Unverständnis und Ablehnung. Hieran wird deutlich, dass wir die Frage nach Gott nicht zuerst in den Ministerien und Plenarsälen stellen müssen, sondern in der persönlichen Begegnung in den Familien, bei der Arbeit und im Fußballverein. Wenn wir künftig in Mitteldeutschland die

religiöse Frage neu stellen, gilt es, den Menschen ohne Wenn und Aber anzunehmen. Dies heißt, ihn sowohl mit seiner Geschichtlichkeit, Vernunft- und Sprachbegabung als auch seiner Fähigkeit zur Freiheit und Verantwortung anzuerkennen. „Ein ‚Areligiöser‘ ist nicht weniger Mensch als ein Christ – sondern anders Mensch“, so Tiefensee. Diese Haltung verlangt auch von Christen einen enormen Perspektivwechsel. Viel zu oft tragen wir das Bild in unseren Köpfen, man müsse dem defizitären Menschen, dem Gott abhanden gekommen ist, etwas „on top“ mitgeben. Stattdessen lohnt es sich, das Eigene vom Anderen her zu denken und den Dialog in die Mitte eigener Missionsvorstellung zu stellen.

Mich persönlich fordert mein Bischofswort *Suchet, wo Christus ist* zu diesem Perspektivwechsel auf. Viel zu oft gelingt es mir nicht, Christus im Anderen zu entdecken und ihn vom Anderen her zu denken. Wie werden wir zu Emmausjüngern, die sich selbst auf den Weg der Suche machen und die Wege der Menschen ihrer Umgebung mitgehen? Ich wünsche mir ein wanderndes Volk Gottes, das neue Wege einschlägt. Ein Volk, das selbst immer wieder um den Weg ringt, weil es miteinander spricht und miteinander sucht. Ein Volk, das so viele Zugänge zu Gott findet, wie es Menschen im Volk gibt und trotzdem zu einer Einheit zusammenfindet. Und ein Gottesvolk, das die Menschen auf dem Weg nicht überzeugt, weil es überredet oder mit Vorteilen lockt. Ich wünsche mir ein Volk, das durch sein Sprechen und Handeln den Anderen als gleichwertig akzeptiert und ihm den Glauben anbietet. Ich wünsche mir angesichts der postmodernen Gesellschaft Sachsens ein Gottesvolk, welches das Christuszeugnis nicht als lähmende Pflicht erlebt, sondern als Freude, die dem Evangelium entspringt, „wie jemand, der eine Freude teilt, einen schönen Horizont aufzeigt, ein erstrebenswertes Festmahl anbietet“, wie es im Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ (14) von Papst Franziskus heißt. Dann

werden wir ein Gottesvolk, das sich verändert, weil es die Positionen der Anderen nicht ignoriert, und das trotzdem auf dem Fundament des Glaubens gründet. Ich möchte dazu ermutigen, das Evangelium auf diese Weise ins „Mitteldeutsche“ zu übersetzen, wie es bereits Bischof Joachim Wanke vor einigen Jahren formulierte. Gerade weil die Katholiken in Sachsen schon über Generationen als migrante Minderheit um Gehen und Bleiben gerungen haben, bringen sie einen enormen Erfahrungsschatz für das weiterwandernde Gottesvolk mit. Ihre Geschichte und ihre Stellung in diesem Land sind die Quelle für unsere Lebens- und Zeugniskraft.

Weil für die Mehrheit der Bevölkerung Sachsens in Krisen wie dem Lebensende der Glaube nicht mehr als sinnstiftender Horizont zur Verfügung steht, sehe ich gerade hier eine Möglichkeit des Dienstes der Christen an den Menschen. In extremen Lebenslagen, etwa bei austherapierten Krebskranken, haben wir inzwischen auf dem ganzen Kontinent Strukturen der klinischen und pastoralen Betreuung entwickelt. Aber haben wir sie auch, wenn Menschen im Krankenhaus oder Pflegeheim ihren Weg des Abschieds beginnen? Ich frage mich dies in letzter Zeit häufiger, weil ich davon überzeugt bin, dass wir als Mitarbeitende des Bistums hierfür lediglich begrenzte Möglichkeiten schaffen können. Viel entscheidender ist die Haltung des Einzelnen. Bin ich in der Lage, mich als Christ mit dem irdischen Lebensende eines nahen Verwandten oder guten Freundes konfrontieren zu lassen und mit ihm meine Hoffnung zu teilen? Ob in eigenen Worten, im Gebet oder im Schweigen – es wäre ein wertvoller Beitrag, Christus im Sterbenden zu suchen und zugleich eine „Kunst des Sterbens“ mitzugestalten. Nicht, weil wir als Christen eine höhere ethische Qualifikation haben, sondern weil wir von einem Gott überzeugt sind, mit dem das Leben eine Sinnrichtung erhält und im Tod die Grenzziehung aufgehoben wird. Es ist nur ein Beispiel von vielen, bei

denen ich wahrnehme, dass wir als Christen uns stärker als bisher in einen Dialog mit den Menschen begeben könnten, damit wir selbst die Suche nach Christus nicht verlieren. Es wäre eine Übung, den Weg mitzugehen und die Perspektive des Anderen einzunehmen.

Die größte Gefahr ist, dass wir uns abschließen und meinen, wir hätten mit dem Empfang der Sakramente Christus bereits vollumfänglich in der Welt ein Antlitz verliehen. Wer aufmerksam am Abend in den Spiegel schaut, merkt, dass dem nicht so ist. Ich bin froh, dass uns in den aktuellen „Erkundungsprozessen“ des Bistums Dresden-Meißen die Frage leitet, wie wir Menschen mit Christus in Berührung bringen können. Dass diese Frage von dem Hirtenwort „Eucharistisch Kirche sein“ meines Vorgängers und jetzigen Berliner Erzbischofs Heiner Koch ausgeht, macht deutlich, wo wir die Mitte unseres Glaubens immer wieder suchen können. Ich bin überzeugt, dass der Altar als geistliche Mitte Ausgangspunkt und Ziel von uns als wanderndem Emmausvolk ist.

Als Bischof begleite ich dieses Volk Gottes. Auch meine Suche nach Christus ist nicht abgeschlossen. Ich bin dankbar, dass ich als Fremder in dieses Land geführt wurde und dass Menschen mit ihren Haltungen meine Suchrichtung neu justiert haben. Meine Erfahrungen wünsche ich gern jedem. Gerade die Berichterstattung der vergangenen Jahre hat den Landstrich in einem anderen Licht erscheinen lassen, als ich die Mehrheit der Menschen selbst in dieser Zeit erlebe. Der Perspektivwechsel, der vom Austausch verschiedener Erfahrungen lebt, kann eine Chance für den innerdeutschen Verständigungsprozess sein, der auch innerhalb unserer Kirche noch nicht abgeschlossen ist. Ich erlebe in meinen Begegnungen mit Menschen in Sachsen und ganz Mitteldeutschland wichtige Erzählungen von der Sehnsucht nach Freiheit, ohne dass die Betroffenen in eine „Ostalgie“ oder Abgrenzung gegenüber anderen verfallen. Derartige Erinnerungen